# Der Feierabend

**Unterhaltungs-Beilage zur „Deutschen Rundschau"**

Nr. 216 — Bromberg, 26. September — 1939


## Herz, schweig still ...

Roman von **Rudolf Haas.**



(22. Fortsetzung.) 

Dr. Krust aber hat Wort gehalten. Eines Abends hat er seine beiden letzten Freunde zu sich gebeten, und damals ist der gelbe Kutschwagen des Lodenwalkers bis lang nach Mitternacht vor dem Doktorhaus zu sehen gewesen, mit hängender Unterlippe ist das Rößlein schlafend an der Deichsel gestanden, der Kutscher Spiridion hat drinnen eine Flasche nach der andern entkorkt, den Herren die berühmten Forellen aufgewartet, die Gläser gefüllt und auch sich selbst nicht vergessen.

Der landsknechtrauhe Doktor, abgemagert, hohläugig, ist in blendender Laune gewesen, hat seine beißenden Witze gerissen und seine Lieblingslieder gesungen. Manchmal ist er freilich in sein Sprechzimmer verschwunden, wo er durch eine Einspritzung die Schmerzen besänftigte und die Lebensgeister aufpulverte, doch niemand hat ihm die Überwindung angemerkt, mit der er sich aufrecht hielt.

Bis tief in die Nacht hinein sind die drei alten Kumpane beisammengesessen und haben von den verrauschten, ach, so schönen Zeiten ihrer Jugend geredet, von den bösen und dennoch unvergeßlichen Jahren des Krieges, von Birschgängen, Gemsjagden, Hahnbalz und nächtlichen Besuchen beim Kammerfenster: „Mußt halt ein wenig schleichen, mußt dich ducken beim Zaun, nachher mußt ein wenig pfeifen, i werd' wohl außa könn' schau'n!"

Und da hat der dicke Lodenwalker einen dicken Seufzer von sich gegeben: „O je! Mit dem Ducken ist's bei mir nie leicht gegangen, und wie gar einmal die Leiter unter meinem Gewicht gebrochen ist, hab' ich die Geschichte aufgeben müssen."

So sind sie lustig und guter Dinge gewesen, und jedesmal, wenn einer vom Aufbruch geredet hat, ist dem Doktor etwas Neues eingefallen, das noch besprochen werden mußte. Die Wirtschafterin Sabine dagegen ist traurig in ihrem Zimmer gelegen, ihr ist bang ums Herz gewesen, und sie hat sich in den Schlaf geweint. Doch das hat niemand gewußt oder gesehen.

Schließlich ist die letzte Flasche leer gewesen, der Spiridion hatte den Festrausch übernommen, und vor dem Auseinandergehen haben sie noch gesungen: „Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen."

Dann ist die gelbe Kutsche im Morgengrauen davongeklappert, sie ächzte, bedenklich unter der Last der beiden Riesen, faul lehnte der Lodenwalker Rosenzopf, ihn ganz ausfüllend, im Rücksitz, lustig lugte das Nasenknöpflein aus dem guten Mondgesicht, und der gewaltige Bauch berührte den des Marhofers, der ihm auf dem Vordersitz gegenübersaß, anders hatten sie nicht Platz. Das Rößlein mußte sich nickend plagen, der weinselige Spiridion ließ es trotten und nickte nicht minder.

Dr. Krust hat am offenen Fenster gestanden, den Freunden nachgewinkt und mit einem lauten Juchzer die aufgehende Sonne gegrüßt, worauf ein Wachmann gelaufen kam und zum Fenster hinaufrief, der Doktor möge still sein, und morgen werde er wegen nächtlicher Ruhestörung das weitere hören. Dr. Krust hatte keine eiserne Wand, doch das Fenster hat auch er zugeschmissen, und seine Antwort war eindeutig. Aber zu einer Amtshandlung ist es nicht mehr gekommen, denn am nächsten Tag hat die Sabine den Doktor starr und kalt im Badezimmer gefunden. Er hatte sich die Pulsadern geöffnet.

So hatte er ausgehalten bis zum äußersten und sich selbst die Todesrunen geschnitten. Lachend, mit einem Kraftwort hatte er vom Leben Abschied genommen, als ihm nur die Wahl blieb, einen reinlichen Schluß zu machen oder, andern zur Last fallend, langsam bei lebendigem Leib zu verwesen.

Sein ärztliches Handwerkszeug und Arbeitsfeld hat er seinem Patenkind Dr. Karl Wiederschwing vermacht und nur die Bedingung gestellt, daß dieser sich der Sabine weiterhin annehme. Ein Rauhbein ist er gewesen, ruppig, derb, grob, aber die stachlige Hülle barg ein mitfühlendes Herz, und seinem Leichenwagen folgten außer den Freunden und Bekannten in langem Zug viel unbekannte arme und arbeitslose Leute, denen Dr. Krust geholfen oder die Kinder geheilt hatte. Und sie erzählten einander, wie er bis in die letzte Zeit, selbst siech und todkrank, bei jedem Wetter ihre Elendswohnungen betreten hatte, kurz angebunden, unwirsch, bissig; aber am Krankenbett war er wie umgewandelt gewesen, gründlich, schonend, leutselig, doch wenn man ihn nach der Schuldigkeit fragen oder ihm auch nur Dank sagen wollte, wurde er wieder eindeutig. Ludwig Wiederschwing, aber auch die Traude werden diesen Treuesten der Treuen nie vergessen.

An all das muß die Traude heute denken. Mitternacht ist nahe, doch sie hat kein Bedürfnis nach Schlaf. Unruhe ist in ihr und ein Gefühl der Leere, des Überflüssigseins — und eine leise Wehmut. Wer braucht sie noch? Die Erziehung und Einführung des Stiefsohns ist beendet, die Brüder sind versorgt, der Marhof blüht. Unterstützt von seinem Vorknecht Sepp Webernig, den der Vater einst aus dem Wasser gezogen hat und der mit allen Fasern am Marhof hängt, ist Jörg Wiederschwing dabei ein Mustergut zu schaffen. Seine Frau Kathrein kann aus dem Vollen wirtschaften, die Zukunft der Kinder ist sichergestellt, der Vater hat seine Bienen, die Mina-Muhme ihre beschauliche Altersruhe, und zu allem übrigen hat der Jörg seiner Schwester unlängst mitgeteilt, daß er bald in der Lage sein werde, aus dem Erlös deutscher Holz- und Viehankäufe die ganze seinerzeitige Summe an die Firma Tonandinel zurückzuzahlen.

Sie konnte ihm zwar darauf erwidern, daß er dies, schon um die Familie ihres Mannes nicht zu verletzen, unterlassen möge, denn sie selbst habe durch ihre Mitarbeit und spätere Leitung des Handelshauses soviel erworben, daß sie in ihrem Testament Enzio Tonandinel zum Erben auch jener Summe einsetzen könne, aber — das ist es eben: Wer hat Traude Tonandinel jetzt noch nötig?

Ihre Blicke schweifen durch den stillen Raum, bleiben am Holzbild der Gottesmutter haften. Herbert Tillian...

Schon ein paarmal hat er sie um ein Wiedersehen gebeten, und sie hat stets abgelehnt. Wozu auch? Jene Zeit ist tot, sie selbst hat sie ja begraben und ihr Herz dazugelegt. Aber einen Brief ist sie ihm schuldig. Seit er ihr, ein Jahr nach dem Tode Tonandinels, geschrieben hat, stehen sie miteinander in spärlichem Briefwechsel. Sie kennt seine Schicksale: seine Einnahmen sind beträchtlich, seine Kunst ist anerkannt, Preise und große Aufträge sind ihm zugefallen. Demnächst soll er für ein deutsches Kulturhaus in Rom die Bildwerke an Ort und Stelle ausführen, eine Arbeit, die ihn jahrelang dort festhalten wird. Doch das kann für ihn ziemlich gleich sein, denn er steht so gut wie allein. Die dunkelblonde Rudi aus Schwaben hat das Verhältnis mit ihm gelöst und ist jetzt bei einer Filmgesellschaft tätig. Um den Knaben, der ihrer Verbindung entsprossen ist, kümmert sie sich nicht. Er muß jetzt ungefähr sechs Jahre alt sein. Und die stille Frieda ist vor einigen Monaten einer bösartigen Grippe erlegen.

Traude Tonandinel greift zur Feder. „Lieber Herbert . . ."

Es ist zwei Uhr vorüber, als sie endlich ihr Schlafzimmer aufsucht.

### Friede der Heimat.

Es sind Sommerferien. Die ganze Sippe der Wiederschwing ist im Marhof beisammen, und am Lachen der Jugend wärmt sich das Alter. Traude Tonandinel ist mit den älteren Nichten und Neffen zum Faaker See zum Baden gefahren, und wenn ihr Wagen mit zurückgeklapptem Verdeck durch die Stadt fährt, bleibt wohl mancher stehen und schaut ihm nach. Es ist aber auch ein erfreulicher Anblick: Vorn am Lenkrad die schöne reife Frau im lichten Sommerkleid und hinter ihr, dicht gedrängt, eins, zwei, drei, vier, fünf pausbäckige Kindergesichter; die blonden Haare flattern im Luftzug, und die hellen Stimmen singen irgendein Lied laut hinaus in die glanzüberschüttete Gotteswelt.

Jedem Griesgram muß das Herz aufgehen, wenn er diese fröhliche Fracht unbekümmerter Jugend, Gold auf den Köpfen, Rosen auf den Wangen, Glück in den Augen, unter einem Himmel voller Geigen durch den prangenden Sommer fahren sieht.

Und der See ist blau wie der Himmel, grüne Matten, Wälder und die grauen Felsenberge leuchten im Rund und, zurückgeworfen, aus der glatten Flut herauf; die lauen Wellen schmeicheln und streicheln die ranken Glieder, silberne Tropfen spritzen, die jungen Stimmen jubeln. Tante Traude muß die Augen überall haben und hat ihre liebe Not, die Unbände in Zaum zu halten und auf die Kleinsten aufzupassen, die wie rosige große Frösche im seichten Uferwasser planschen. Und dann weiß man nicht, was schöner ist: das Baden, das Kahnfahren, das Ballspielen und Kuchenformen am sandigen Strand oder das Sitzen im sonnigen Gasthausgarten bei Milchkaffee und Guglhupf. Viel zu früh kommt für die Kinder die Heimfahrt, doch auch da gibt es einen Trost: Man kann sich schon auf morgen freuen, denn dann geht es, solange das Wetter schön bleibt, wieder anderswohin, an den Wörther See, nach Millstatt oder mit der Kanzelbahn auf die Görlitzenalpe.

So ist viel Jugend und Freude um Traude Tonandinel. Stets von vier, fünf Blondköpfen umgeben, ist sie eine stadtbekannte Erscheinung, die Neffen und Nichten hängen an ihr, die Verwandten Tonandinels laden sie ein und besuchen sie, sooft sie nach Villach kommen, ihr Stiefsohn berät sich zweimal in der Woche mit seiner stillen Gesellschafterin über die Geschäfte und hat ihr auch bereits seine Braut zugeführt, eine Tirolerin mit schwarzen Augen und brennroten Lippen, die sie bittet, ihr bei der Einrichtung des Hauses und der Wirtschaft an die Hand zu gehen. Sie erfährt viele Liebe, Freundschaft und herzliche Anhänglichkeit, aber zufrieden ist sie nicht.

Womit sie ihre Tage verbringt, ist nicht viel mehr, als ein Zeitvertreib und nicht geeignet, ihr Leben auszufüllen. Ob Herbert sie wohl verstanden hat? Mit Ungeduld und Bangen sieht sie seiner Antwort entgegen.

Er schreibt nicht, er kommt selbst. Als sie, mit den Kindern vom Faaker See heimgekehrt, die Diele ihres Hauses betritt, steht er vor ihr. Sie erschrickt. Doch gleich darauf geht sie auf ihn zu und streckt ihm beide Hände hin: „Grüß dich Gott, Herbert!"

Sich an den Händen haltend, stehen sie und sehen einander an. Er ist noch immer derselbe treuherzige und trotz seiner Erfolge bescheidene Mensch, aber in den Augen, die so viel Schönheit getrunken haben, ist jetzt auch das Wissen um Leid und Verzicht, und die zwei Falten, die sich von den Nasenflügeln zum blonden Bart hinabziehen, künden von überwundenen Seelenkämpfen, doch diese haben ihn nicht hart oder verbittert gemacht, sondern ernst, beherrscht und duldsam.

Sie führt ihn ins Wohnzimmer. Die Fenster stehen offen, die sinkende Sonne schaut herein. Ein Meisenpaar fliegt ab und zu und holt sich Leckerbissen. Die Kinder lärmen vorm Haus. Ludwig Wiederschwing ist im eingezäunten Acker dabei, die Enkel reiten zu lassen.

„Bitte, jetzt ich!" — „Nein, ich!" — „Ich! Ich!" Das bettelt und plappert und quickt und jauchzt. Die Pferde schnauben und wiehern, das tiefe Lachen des Großvaters tönt dazwischen. Die welken Hände im Schoß, wartet die Mina-Muhme auf den Feierabend; eine weiße Katze streicht um ihre Beine. Frau Kathrein wirtschaftet in der Küche, die übrigen Marhofleute sind auf den Feldern, um das reife Erntegut zu bergen.

Zwischen den beiden Menschen im Zimmer will kein rechtes Gespräch in Gang kommen. Vor zwölf Jahren sind sie, jung und reich und vom Leben gekrönt wie Königskinder, mitsammen im Dom des Lichts gestanden, dann hat das Schicksal mit harten, grausamen Schlägen einen Abgrund aufgerissen. Wo ist die Brücke, die vom freudenarmen Jetzt zum leuchtenden Einst hinüberleitet? Jenem Einst, das nichts als ein einziges Blühen war und die Verheißung reicher Ernten.

Von Erinnerungen überwältigt, sitzen sie einander gegenüber, bewegt und traurig. Und unten jubelt die unbekümmerte Jugend, jubelt und frohlockt, wie einstmals auch sie.

Endlich bricht Herbert Tillian das Schweigen. „Traude, du hast mir geschrieben, und ich danke dir dafür. Aber ich habe mir unsere Zukunft anders vorgestellt."

Nun muß die Aussprache kommen, und sie will sie ihm leicht machen. Sie steht auf, setzt sich nah zu ihm, legt ihre Hand auf die seine. „Anders, Herbert? Nein, es gibt nichts anderes."

„Ich dachte", fährt er leise fort, „du könntest dich doch einmal entschließen — meine Frau zu werden."

Mit einem stillen entsagenden Lächeln schüttelt sie sacht den Kopf. „Deine Frau, Herbert?" Nein, das kann ich nicht und darf ich nicht, es würde nimmer gut werden. — Nach dem, was ich dir angetan habe — von einer stärkeren Pflicht gezwungen antun mußte —, kann ich mich nicht mehr für immer an dich binden. Und auch du darfst das nicht wollen. Ich bin nicht mehr, die ich war, als wir damals voneinander Abschied nahmen. — Es muß nicht sein, Herbert, aber es könnte dich doch einmal bedrücken, dir zu einer Last, einem Joch werden. Dann wärest du zeitlebens an mich gekettet, und Ketten tragen sich schwer. Glaub mir nur, ich habe die Jahre her Zeit gehabt, alles zu überlegen."

Die Traude macht eine Pause. Fest sieht sie Herbert Tillian an. „Du mußt frei sein, aber auch ich darf nicht unfrei werden. Das bin ich dir und mir und meiner Selbstachtung schuldig. Ich habe das Opfer vorbehaltlos gebracht und darf es nicht zurücknehmen oder zu einer Halbheit machen. Nur ohne Band und Bindung kann ich dir Freundin sein, zu dir stehen, von ganzem Herzen und wie immer du willst. Wenn du mich brauchst, so rufe mich oder komm zu mir, und jedesmal, wenn wir uns sehen, wird es ein Freudentag werden. Und gelt, Herbert" — sie legt den Arm um seine Schultern und küßt ihn herzlich — „du vertraust mir deinen Jungen an. Solang du in Rom bist, solang du keine richtige Häuslichkeit hast, will ich versuchen, ihm die Mutter zu ersetzen." — —

(Fortsetzung folgt)

# Die blaue Ferne

Skizze von Wilhelm Plog.

Über den Wäldern steht die blaue Luft. Die Buchenkronen haben einen Bronzeschimmer. Nur auf den Wiesen liegt, leicht hingetupft, noch Schnee. Wo man im Schatten geht, spürt man den eisigen Hauch. Jedoch was kümmert uns noch Schnee und Winter . . .

Die Hasel hat schon Kätzchen ausgehängt. Sie tropfen goldgelb aus dem kahlen Busch. Die Erle steht bereit. Doch ihre Kätzchen hält sie noch verhüllt mit violetten Schuppen. Hier in der Flußniederung ist es zu feucht und kalt.

Ein Teichhuhn stelzt am Ufer hin, bedächtig nickend bei jedem Schritt. Der Grünspecht schickt sein fröhliches Gelächter in den Morgen. Wo steckt du denn? Er kommt schon an, vom Krähenwald herüber, blitzschnell, im Wellenflug. Sein grünes Prachtkleid funkelt in der Sonne. Batz, klebt er fest an einer alten, rissigen Föhre.

Jetzt kommen große Segler!

„Hiääh! Hiääh!"

Das ist der Häher nicht, der bunte Spötter. Ein Mäusebussardpaar kreist überm Krähenwald. Zwei Paare — drei — ein ganzer Flug. Die ziehen schon nach Norden. Gute Fahrt!

Und wieder Wandervolk: Wildgänse. In großer Höhe streichen sie vom Sachsenwald herüber, zum Keil formiert. Eben wechseln sie die Führung. In straffer Ordnung hat sich das vollzogen; Soldaten können es nicht besser. Sie grüßen mit Trompetenton herunter. Ja, zieht nur — zieht! Man steht und träumt wohl hinterher.

Die blaue Ferne . . . Große Zauberin! Wär' man beschwingt und könnte über Wälder und Meere fliegen! Man summt ein Lied und kann doch gar nicht singen. Man grüßt den Landmann, der im Feldweg mit seinen Gäulen vorüberzieht:

„Goden Morgen! Schönn Weder vundag!"

Der schielt mißtrauisch unter seiner Mütze, weil so ein Stadtmensch ihn plattdeutsch anspricht. Dann nickt er aber doch. Jetzt singt er gar — und wie! — besser als ich. Fliegt der etwa auch mit den wilden Gänsen? Das soll vernünftige Leute befallen an solchem Tag. Ich stehe nicht für ihn ein. Was würde er auch geben auf einen Faulenzer, der statt zu arbeiten durch Feld und Wiesen strolcht!

Bums — sitzt er fest am Wall mit seinem Wagen. Also doch die wilden Gänse! Sonst kann doch so was einem vernünftigen Bauern nicht passieren, wo er hier ganz allein fährt.

„Verdreite Schinner!" flucht er. Die Pferde sind natürlich schuld. Der Wagen steht hinten hoch, als wolle er kopfüber gehen. Das Schott kollert in den Feldweg.

Der Bauer muß vom Bock; es hilft nicht. „Könnt ji nich uppassen!" knurrt er die Pferde an und holt sein Schott.

Wer weiß denn, wie so jungen Bauernpferden zumute ist bei diesem unvernünftigen Sonnenschein! Wär's andres Wetter, hätten sie die Kurve glatt genommen. Sie kamen doch mit hohen Roggenfuhren herum.

„Is noch goot aflopen", sage ich zu dem Bauern.

„Wat schull dat nich", brummt er. Das heißt soviel als: „Maak, dat du wegkümmst, dösige Kerl."

Ich bin aber heute nicht empfindlich; dazu ist der Tag zu schön. Ich rede noch mit den Pferden; die sind freundlicher. Sie äugen, ob ich nicht einen Happen Schwarzbrot habe. Wenn man als Pferd schon angesprochen wird, will man auch was haben.

„Jä, ik heff nix; kann ju nix geven."

Die trauen aber meinen Worten auch nicht; es sind Bauernpferde. Der Braune schnuppert an meiner Manteltasche, wo Schwarzbrot für Pferde hingehört. Dann gibt er's auf; es lohnt sich nicht; ich bin erledigt.

Der Bauer steigt auf. Der Wagen klappert los.

Wer kommt denn jetzt den Heidweg herunter? Noch so ein Faulenzer wie ich: Nölting, mein Freund und Maler. Der wohnt da oben in der Einsamkeit. Schlaksig, die langen Knochen schlenkernd, kommt er daher, ohne mich eines Blicks zu würdigen. Vor einer Birke bleibt er stehen; die interessiert ihn mehr. Na: es ist Nölting.

## Unsere Heimat

In deiner Erde wachsen nicht die Reben
Auf sonnbeglänzten Bergen wie am Rhein
Und keine sagumwobten Felsen geben
Dir, Heimat, lockend ausgestrahlten Schein.

Du bist so schlicht, in deiner klaren Weite
Verliert das Auge sich am Himmelsrand,
Nur tiefe Wälder und des Ackers Breite
Durchzieht der stillen Flüsse lichtes Band.

Du gibst nur Brot, worum wir bitter ringen,
Wie unsre Ahnen, die mit erstem Pflug
Ins Land der Wälder und der Sümpfe gingen,

— — — — — — — — — — —

Wo dann ein neues Leben kraftvoll schlug.
Du gibst nur Brot, das wir den Kindern bringen,
Das täglich Brot, und das ist uns genug.

Clemens Conrad Rößler.

„Was siehst du denn den Baum an?" frage ich. „Verstehst du was davon?"

Über sein ledern braunes, zerfurchtes Gesicht huscht ein gutmütiges Lachen. „Das nicht", sagt er, „doch man bemüht sich."

Nölting hat gute Laune; so sanft spricht er nicht alle Tage zu seinen Freunden. So spitz und eckig der ganze Kerl ist, pflegt auch seine Rede zu sein. Heute hakt er mich gemütlich unter und zieht mich den Feldweg weiter nach oben. „Weißt du, was ich eben gesehen habe?" fragt er.

„Wilde Gänse."

„Ja! Mensch, die ziehen schon! Es wird Frühling!"

Um uns herum in Birke, Hasel und Erlenbusch flöten die Meisen. Sie können schon ihre Lieder. Ein Schwarm Bergfinken hat sich im kleinen Birkenwäldchen gesammelt. Sie schweigen noch; doch am geschäftigen Wesen spürt man, sie wollen in die Wälder ihrer skandinavischen Heimat. Ein Hase erwartet uns oben auf dem Heidberg. Als wir uns nähern, reißt er mächtig aus. Langsam: wir holen dich nicht.

Herrliche Sicht hat man vom Heidberg, weit ins Land hinaus. Die Niederung uns zu Füßen strömt leichten Nebel aus. Ein milchiges Band folgt dem gewundenen Flußlauf. Die Höhen glitzern. Schwach violett leuchtet der Forst in strahlender Sonne, vom dunklen Grün der Föhren und Fichten gesäumt. Darüber Blau — endlose blaue Ferne . . .

„Ich werde reisen", sagt Nölting.

„Hm — mit den wilden Gänsen?"

„Nach Island werde ich reisen dieses Jahr. Dort schwimmt es — sieh die Gletscher und Vulkane!"

„Im Dunst der Stadt?"

„Schaf!"

Wenn schon Nölting schwärmt, darf ich wohl spotten. Sonst war es umgekehrt. Zehn Jahre und länger träumt er von Island. Sein isländisches Küstenbild wurde prämiiert, Die Reise selbst blieb Traum. Wie sollte er nicht neu aufsteigen an diesem Tag, da helläugige holsteinische Bauern sich im Feldweg festfahren.

„Na, gut", sage ich, „wir reisen. Nach Island, meinst du?"

„Natürlich Island."

„Lohnt sich das?"

„Bleib' du bloß hier, du Affe!"

Nein, Nölting hat zu schlechte Umgangsformen. Ich muß mir's überlegen, ob ich mit ihm fahre.

Da schüttelt er mich durch wie einen Schulbuben. „Abgemacht — wir beide fahren!"

Ich bin gespannt, ob es was wird.

# Das Geschäft aus dem Nichts

Skizze von Julius Richard Hampel.

Christians Werkens hatte den saubersten Beruf der Welt ergriffen. Seit Jahren war er zur vollen Zufriedenheit seines Chefs, des ehrenwerten Herrn Störckholm, einziger Gehilfe des kleinen Seifengeschäftes in der Kopenhagener Skoldsgade. Aber er sehnte sich danach, ein selbständiger Verteiler der Reinlichkeit zu werden.

„Sie haben einen Vogel", sagte ihm Herr Störckholm. Christian Werkens brüllte seinen Chef an, daß er einen so sauberen Laden wie er ihn habe, ja gar nicht wollte. Herr Störckholm faßte dies falsch auf und setzte den unmöglichen Christian Werkens auf die Straße.

So standen die Dinge zu der Zeit, als der amerikanische Millionär Stuart Rollins darauf aus war, auch die skandinavischen Länder für seine Kräuterseife zu gewinnen. Generäle der Wirtschaft sind immer auf Eroberungen aus. Stuart Rollins, „selfmade man", grollte seinem Reklameleiter, der ihm unbedingt davon abraten wollte, den Werbefeldzug von Kopenhagen aus zu beginnen. Obwohl der Reklameleiter wußte, daß Stuart Rollins in Amerika schon über eine Million Dollar an seiner Kräuterseife verdient hatte, fand er doch Einwendungen über Einwendungen.

„Ach was", bestimmte Stuart Rollins im Vollbewußtsein seiner Macht, „wir werden unsere Kräuterseife zur Einführung erst einmal in 100 000 Originalpackungen unentgeltlich verteilen. Jede andere Reklame schluckt noch mehr Geld, und Dutzende fremder Leute waschen sich in Reklamefeldzügen die Hände. Der Verbraucher kann mit gedruckten Reklamezetteln gar nichts anfangen. Mit Rollins Kräuterseife aber wird er sich den Schlaf aus den Augen wischen können!"

So erschien schließlich in einer führenden Kopenhagener Zeitung jene Anzeige, die versprach, daß jedermann, der den ausgeschnittenen Kupon in einem Seifengeschäft abgebe, eine Originalpackung der Rollins Kräuterseife ausgeliefert erhalte.

Christian Werkens stand wie jeden Tag, seit er arbeitslos war, in der Vertriebsabteilung der Zeitung, um bei seinem Freunde Robert zwei Stunden vor Erscheinen der Zeitung das Blatt mit den ausgeschriebenen Stellen einsehen zu können. Die Rückseite des Blattes enthielt Rollins Seifeninserat. Christian Werkens riß seine Augen weit auf: Geschenkte Seife! Fein säuberlich schnitt er den Kupon aus und rannte los.

Als er die Kräuterseife in der Hand hielt und sah, daß sie gut war, kam ihm blitzschnell ein Gedanke. Er setzte sich hin und rechnete und rechnete und kam zu folgendem Ergebnis: Dieser Markenartikel machte das Fünffache des Zeitungspreises aus. Er hatte 1000 Kronen erspart, das ergaben 10 000 Zeitungen. 10 000 Zeitungen hatten 10 000 Seifenkupons, und die ergaben ein ganz anständiges Seifenlager von 10 000 Stück Rollins echt amerikanischer Kräuterseife im Werte von 50 Oere pro Stück gleich 500 000 Oere gleich 5000 Kronen! Christian Werkens fand, das sei ein glattes sauberes, ein echtes Seifengeschäft! 200 Kronen würde die Mutter für die Ladenmiete noch leihen und so — und los ging's!

Was nur zum Verwandten- und Freundeskreis Christians gehörte, bekam Geld in die Hand gedrückt und wurde auf Kopenhagens Zeitungshändler losgeschickt. Bald sah man im Zentrum der Stadt eilige Menschen mit dicken Zeitungspacken unter dem Arm. Und wo nur ein Zeitungshändler auftauchte, dort wurde gekauft. 3, 5, 9, 15 Stück auf einmal! Christian Werkens hatte seine Aufkäufer gut instuiert. Auf die verwunderten Fragen hatten alle nur ein verwundertes Achselzucken. Die Zeitungshändler rannten zurück zur Vertriebsstelle, neue Zeitungen zu holen. Sie trafen Kollegen; auch die waren ausverkauft. Man vermutete, man tuschelte. Die Vertriebsabteilung wußte nichts, die Redaktion wußte nichts. Aus den Vermutungen wurden Gerüchte. Und nach zwei Stunden kaufte ganz Kopenhagen Zeitungen. Man durchblätterte fieberhaft die Zeitung, immer und immer wieder, aber fand nichts...

Man warf die Zeitung wütend in die großen Drahtkörbe, die an den Straßenecken standen. Fünf Stunden nach Erscheinen der Zeitung war die Auflage restlos vergriffen. In der Nacht ging Christian Werkens durch die Straßen und leerte in einen großen Sack die übervollen Papierkörbe.

Am anderen Tage machte er Inventur. 13 500 Zeitungen mit 13 500 Kupons stellten einen Wert von 6750 Kronen dar. Für das Zeitungspapier würde er im Altpapierhandel auch noch etwa 50 Kronen erhalten, so daß er für die ausgegebenen 1000 Kronen einen Gegenwert von 6800 Kronen besaß.

In der darauf folgenden Woche wurden die Kupons eingelöst. Und wieder eine Woche später prangte über einem kleinen schmucken Laden ein schmissig gemaltes Schild: Original Rollins Kräuterseife, Erste Verkaufsstelle Dänemarks.

Rollins Werbeleiter stieß bei seiner Inspektionsreise auf diesen Laden, und da er der Angelegenheit juristisch nicht beikommen konnte, kabelte er nach Amerika um Instruktionen. Stuart Rollins, dem Selfmademan, imponierte Christian Werkens Geschäft aus dem Nichts und er gab ihm die Auslieferung der Rollins Kräuterseife für Skandinavien.

Herr Störckholm, Christians ehemaliger Chef, soll, als ganz Kopenhagen den Fall besprach, gesagt haben: Das bringt nur einer fertig, der einen Vogel hat.



## Bunte Chronik



**Kleine Schauspieleranekdote.**

Der Ende des 18. Jahrhunderts in England berühmte witzige Dichter und Schauspieler Samuel Foote befand sich eines Abends ziemlich spät auf dem Heimweg. In einer engen Gasse kam auf einmal ein Mensch zur Erde heruntergestürzt, der aus einem Fenster des dritten Stockes herausgeworfen worden war. Er verletzte sich aber fast gar nicht, da er auf einem großen Unrathaufen landete.

Der erschrockene Foote hob ihn auf und bemühte sich um ihn. Da entdeckte er in ihm einen guten Bekannten, dem er schon oft seine Leidenschaft für das Spiel auszureden gesucht hatte.

„Willkommen, lieber Freund!" sagte Foote. „Aber woher so eilig?"

„Unglücklicher Handel beim Spiel", ächzte der vom Himmel Gefallene.

„Natürlich, wieder beim Spiel!" versetzt Foote vorwurfsvoll, zu dem Fenster hinaufweisend. „Ich habe Ihnen doch oft genug abgeraten, so hoch zu spielen!"



## Lustige Ecke



Er kann es nicht lassen.



Der Sportangler auf Hochzeitsreise in Venedig.

Kommissarische Leitung: **Dr. Karl Hans Fuchs**
Chef vom Dienst: **Marian Hepke**
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: **J. V. Marian Hepke**
Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Edmund Przygodzki**, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: **A. Dittmann, Bromberg**